

Achim Kinter

Philosophie: Eine Liebeserklärung

Das Ganze ist mehr als die
Summe seiner Teile.
Aristoteles

Ich weiß noch, wie ich zur Philosophie kam. Es war während einer jener Veranstaltungen die früher Sommerakademien genannt wurden. Man wohnte in einem riesigen Gründerzeithaus am Stadtrand, in welchem vielleicht dreißig junge Menschen dank ihrer Unentschlossenheit und Verwirrung zwei Wochen miteinander und für sich allein versuchten, die dargebotenen Früchte aus Literatur, Kunst und Philosophie zu verdauen. Ich war neunzehn und gehörte zu den Wenigen, die erfuhren, wie sich ihr Leben in dieser kurzen Zeit tief, unumkehrbar und für immer veränderte. Ich sah junge Frauen, die ihre Stimme entdeckten, junge Männer, die vor einer Leinwand erkannten, wie ihr Lebensweg aussehen könnte und andere, denen all dies beliebig blieb und nicht bis zu ihrem Herzen vordrang. Bei mir war es eben die Philosophie. Warum, verstand ich erst sehr viel später.

Während der Sommerakademien hielten sich im Allgemeinen die Begeisterung für Philosophie und Literatur und die Begeisterung für Frauen in etwa die Waage. Aber wenn ich auf mein Leben zurückblicke und mir die Philosophie als eine Geliebte vorstelle, gab es, mit einer einzigen Ausnahme, keine vergleichbare Leidenschaft. Und diese eine Ausnahme war, wenn ich genau hinsah, ein Spiegelbild meiner Beziehung zur Philosophie. So wie diese einen jungen Menschen gelehrt hatte, die Welt mit Neugierde, Staunen und Ehrfurcht zu betrachten und sich nie mit einer Antwort zufrieden zu geben, so hatte in der Mitte meines Lebens diese Frau mich gelehrt, die Welt einzig und allein mit den Augen der Liebe zu sehen, ganz gleich, was diese Augen auch zu blenden versuchte. Die beiden verstanden sich übrigens vom ersten Tag und ich habe das Gefühl, dass sie sich auf das beste ergänzen.

Die allererste Gesprächsrunde damals behandelte Karl Jaspers „Einführung in die Philosophie“. Darin sind zwölf Radiovorträge, die Jaspers im Herbst 1949 im Studio Basel des Schweizerischen Landessenders Beromünster gehalten hatte, versammelt. Es ist bis heute eines der meistverkauften philosophischen Taschenbücher auf dem deutschsprachigen Markt. Die gut verständliche Sprache und die Tatsache, dass Jaspers nicht akademisch, sondern persönlich, mit klarem Standpunkt und mit Hilfe eigener Erfahrungen über Philosophie redet, machen das Werk so beliebt. Hinzu kommt, dass – nur wenige Jahre nach Kriegsende – das Buch ein einzigartiges Zeugnis ablegt, wie die Philosophie im Angesicht des Übels in der Welt argumentiert und empfindet. Aber obwohl ich den schmalen Band immer wieder gelesen habe und jedes seiner Themen von großer Bedeutung ist, blieb mir doch nur ein einziger Gedanke über die Jahrzehnte wirklich präsent. Jaspers spricht davon, dass Philosophen gut daran täten, Kindern zuzuhören. Denn in ihren Worten fände man noch einen Blick auf die Welt, der verschont sei von der „Befangenheit“ der Erwachsenen, der basiere auf Staunen und Zweifel, auf Unmittelbarkeit, auf der Fähigkeit, den Augenblick wahrzunehmen und aus dessen Ursprünglichkeit eine Erkenntnis zu gewinnen, die den Erwachsenen nicht selten verwehrt bliebe. Viel später ist mir der tragische Hintergrund dieses Gedankens klar geworden, welcher mit der Schuld einer ganzen Generation (auch) von Philosophen zusammenhing, mit Sublimierung und Verdrängung, man könnte sagen mit einem negativen Existenzialismus. Und auch wenn ich die Sprache Jaspers' lange nicht mehr teile, ist mir doch dieser eine Gedanke gegenwärtig geblieben, und ich kann ihn auch heute noch voll und ganz nachvollziehen. Nicht zuletzt meine eigenen Kinder haben mir bewiesen, dass über all das hinaus, was wir als Erwachsene dazugewinnen, es ebenso vieles gibt, das wir verlieren. Und dass die Philosophie uns helfen kann, es zurückzugewinnen.

Der Philosoph

Ich weiß auch ganz genau, wie ein Philosoph aussieht. Er ist nicht sonderlich groß, hat die wenigen Haare streng nach hinten gekämmt, er ist korpulent, hat fleischige weiche Hände und eigentlich müsste er mal zum Zahnarzt. Er liebt Teddybären von Steiff, die er sammelt und in einem großen dunklen Holzregal aufbewahrt. Im Sommer trägt er eine Schiebermütze aus Segeltuch, im Winter einen russischen Kosakenhut. Er liebt Rotwein, isst gern und viel,

fährt in den Urlaub ausschließlich auf die holländische Nordseeinsel Texel und wandert dort stundenlang den Strand entlang. Er hat dort viele Jahre ein kleines Strandhaus an der Düne gemietet. Bei einer Flut ist es weggeschwemmt worden und mit ihm ein originales RWO-Trikot, das noch aus der Zeit vor dem Bundesligaskandal stammte, als Rot Weiß Oberhausen ein ehrenwertes Mitglied des deutschen Fußballoberhauses und der Philosoph Vorsitzender des Ehrenrates des Vereins gewesen war. Mir war dieses Trikot deswegen bekannt, weil der Philosoph es jeden Sommer, wenn die Studenten gegen die Lehrenden Fußball spielten, überzog und sich ins Tor stellte. Das Trikot spannte beträchtlich und die Studenten waren den Lehrenden ebenso überlegen, aber das gemeinsame Spiel atmete eine solche Ernsthaftigkeit, dass jeder, der daran teilhaben durfte, weit über die wilde Fußballschlacht hinaus mit einem tiefen Gefühl der Verbundenheit beschenkt wurde, das auch im akademischen Alltag spürbar blieb.

Ich habe die Philosophie ein Leben lang nicht von der Person des Philosophen trennen können. So wie man vielleicht Mutter und Vater nicht ganz voneinander trennen kann. Durch jedes Thema, jedes Problem, jede Frage der Philosophie tönte immer dieser Mann mit seiner ruhigen festen Stimme hindurch und verband selbst den kompliziertesten Disput mit jenem dunklen Holzregal, in dem die Steiff-Teddys warteten. Das ist seltsam, oder? Ist nicht gerade die Philosophie, ihrer Geschichte und ihres Anspruchs nach, darauf ausgelegt, immer wieder dieselben Fragen ohne Ansehung der Person, objektiv, nur dem Erkenntnisfortschritt verpflichtet, zu beantworten? Wenn man bei Immanuel Kant nachschlägt, finden wir vier grundsätzliche Fragen: Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Und gewissermaßen als Klammer: Was ist der Mensch? Ob damit die zentralen Disziplinen – Erkenntnistheorie, Ethik, Metaphysik und Religionsphilosophie, Anthropologie – aufgezählt sind oder nicht, spielt keine entscheidende Rolle. Jeder kann das Tableau erweitern, etwa durch die Ästhetik, die Naturphilosophie oder die Wissenschaftstheorie. Jede große Frage der Philosophie betrifft immer, zu jeder Zeit alle Disziplinen. Ob das nun diskutiert wird oder nicht. Und genau diese Einheit, dieser Zusammenhang wurde mir durch die Person des Philosophen klar. Und ebenso, durch alle Verehrung hindurch, die Fehleranfälligkeit, das Potential ihrer Irrtümer und Irrwege, ihre Sturheit und Eitelkeit, ihre durch die Jahrhunderte immer weiter zunehmende Unwissenheit im Detail und zugleich ihr unseliges Bestreben, gerade deswegen die Details höher zu schätzen als das Ganze. Wie zumeist war ihr Weg

vergleichbar mit jenem ihrer Magd und Meisterin, der Religion. Und auch wenn man den Eindruck gewinnen konnte, dass sie die alte Lieblingsfeindin beizeiten endgültig ins Pflegeheim gebracht hatte, fand sie sich doch regelmäßig wieder zusammen mit ihr im gemeinsamen Pflegeheimzimmer vor dem Fernseher sitzend wieder.

Filzstift-Logik

Im Laufe der Zeit sind einige philosophische Disziplinen zu unverzichtbaren Wegweisern im Alltag geworden, andere Disziplinen konnte ich mit meinem Leben nicht verknüpfen. Einige Philosophen bedeuten mir viel, ich lese ihre Werke immer wieder, andere lassen mich völlig kalt. Das unterscheidet die Philosophie nicht von der Kunst oder Musik, der Literatur oder anderen Wissensgebieten. Auch hier gilt, dass Vollständigkeit oder Perfektion keine empfehlenswerten Berater abgeben. So wie von den zahllosen Begegnungen und Beziehungen nur sehr wenige bleiben, die uns prägen, bereichern oder gar glücklich machen, so bleiben auch von philosophischen Erkenntnissen, Methoden oder Theorien nur wenige, die wir nutzen und in unsere Sicht auf die Welt integrieren.

Ich erinnere mich, dass ich als junger Student ein Seminar belegte, in der es um die Grundlagen der Logik ging. Der Professor trug stets Anzüge mit Weste und Krawatte, war emotionsarm und streng und vergab nur selten gute Noten. Trotzdem sind er und dieses Seminar mir in bleibender Erinnerung. Nicht wegen Formalisierungen und Quantoren, Zirkelschlüssen oder Wahrheitstafeln, sondern wegen bunter Filzstifte. In der ersten Seminarsitzung bekamen wir den Auftrag, mehrere Filzstifte verschiedener Dicke und Farbe zu besorgen. Diejenigen, die in der zweiten Sitzung diese Stifte nicht vorweisen konnten, wurden von der Veranstaltung ausgeschlossen, mit dem Hinweis, es im nächsten Semester ein weiteres Mal versuchen zu können. Dies gäbe ausreichend Zeit, das Arbeitsmaterial zu kaufen. Wie sich herausstellte, auch wenn die Umgangsformen des Professors übertrieben erschienen, waren die Filzstifte tatsächlich unverzichtbar. Mit ihnen markierte man die Elemente des logischen Schließens, in die wir im Folgenden eingeweiht wurden. Für jedes Element, für den Schluss selbst, die Argumente, die Aussagen oder die logischen Konstanten, wurde eine andere Farbe verwendet, die Dicke des Stiftes markierte Partielles oder Allgemeingültiges. Bis heute verwende ich diese Kindergartenmethode für die Analyse von

Texten, allerdings ausschließlich für Kopiertes, niemals in Büchern. Es ist für mich das beste Beispiel für ein einfaches und leicht verständliches Instrumentarium, das aber eine unübersehbare Wirkung hat, wenn es darum geht, im Sinne der Logik zu argumentieren und den Wahrheitsgehalt von Aussagen zu überprüfen. Dass inzwischen Filzstifte als ökologisch bedenklich gelten, tut der Wirksamkeit des Instrumentariums keinen Abbruch.

Coram publico

Wie jede andere Disziplin, ist auch die Philosophie nicht frei von den Herausforderungen der Wissensvermittlung. Etwas kann noch so klug, wahr oder originell sein, wenn niemand die Fähigkeit hat, es Menschen nahezubringen, wird es weitgehend unbekannt bleiben. Leichter hatten es die Schriften der Philosophen: Die Entdeckung der Ideen, das Staunen über die Theorien, die kunstvollen Schriften des Thomas, Kants Einmaleins des Denkens, die Leidenschaft Kierkegaards, die poetische Urgewalt Nietzsches oder die esoterische Sprache Heideggers, all das faszinierte uns, ohne dass wir uns der Tragweite der Gedanken bewusst sein konnten. Die lehrenden Philosophen hatten es da deutlich schwerer. Sie wiederholten oder kompilierten die klassischen Texte ohne eigene Entwürfe vorzustellen, die mit diesen hätten konkurrieren können. In den Vorlesungen und Seminaren ging es nicht um die Gedanken oder Theorien. Es ging um die Fähigkeit des Dozenten, diese lebendig werden zu lassen. Es ging um Charisma. Das sich einzugestehen, war eine bittere Pille für die Philosophen. Eigentlich ging es doch um das bessere Argument, es ging um die Wahrheit, die keine Zweifel zuließ, es ging um Erklärungen, hinter denen nicht mehr erklärt werden musste. Doch da saßen Studenten, die darauf achteten, wie der Dozent gekleidet war, wie überhaupt sein Erscheinungsbild ausfiel, welche originelle Begriffe beklatschten wie das Fernsehpublikum einen Witz beklatschte, die über ironische oder auch abfällige Bemerkungen lachten und mitschrieben, wenn der Dozent einen Kollegen kritisierte. Niemand konnte sich diesem Zeitgeist entziehen, er blieb unsichtbar und wurde sichtbar erst dann, wenn nach Jahren das Gespräch auf diese Zeit und ihre Gepflogenheiten kam. Ich erinnere mich an zweistündige Vorlesungen, die den meisten quälend langsam zu verstreichen schienen, an monotone schlechtbesuchte Vorträge, die vollgestopft waren mit den Ergebnissen seriöser Forschung und Analyse, die beeindruckende Interpretationen und

scharfe Deduktionen beinhalteten, die aber an den Zuhörenden abprallten wie Wattekugeln. Philosophie war ein mühsames Geschäft!

Mein Philosoph war ein solcher Typ, der druckreif, profund und seriös die scholastischen Lehren vortrug. Der die Sätze von Thomas und Heidegger sezierte und immer wieder an die Knotenpunkte gelangte, an denen sich in einem Absatz die ganze Weltgeschichte einer großen Frage entfaltete. Aber er blieb mit diesen Kunststücken allein, manchmal ging ein Blick durch einen, der dasaß und lauschte und plötzlich eine Ahnung erhielt, dass da gerade von etwas Bedeutsamem berichtet wurde. Seine besonderen Augenblicke kamen, wenn nur wenige zugegen waren, im kleinen Kreis, abends in einem Lokal, spät in seinem nüchternen Büro auf dem Campus, wenn man bereits gehen wollte, manchmal nach einer Vorlesung, wenn man noch zusammenstand. Kostbare Augenblicke, unvergesslich, aber auch flüchtig und einsam.

Es gab aber die anderen, etwa einen wie Odo Marquardt, der sich selbst als Transzendental-Belletrist oder auch transzendentalen Entertainer bezeichnete. Die Werke meines Philosophen erschienen in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, von der die Allerwenigsten je gehört hatten, Marquardts Aufsätze erschienen als preiswerte Reclam-Bände für jedermann. Er war zwar ein unscheinbarer Typus, ein philosophischer Buchhalter, den man übersehen konnte. Der sich aber verwandelte, wenn er anfang zu erzählen. Deswegen war er auch ein begehrter Gastredner und Laudator. Seine Ausführungen vermieden die Untiefen des Faches, er segelte elegant daher und erregte so eine Aufmerksamkeit, die meinem Philosophen verwehrt blieb. Er bediente sich der Sprache der Werbung, der Jugend, der Presse und bezog aktuelle Kontroversen auf originelle Weise in den philosophischen Diskurs mit ein. Warum auch nicht? Sein Wortwitz erlaubte eine Verpackung spannender Themen, die ohne diesen ignoriert worden wären. Marquardt wusste das natürlich selbst am besten: Ich kam in die Philosophie, sagte er einmal, „wie die Wespe in die Cola-Flasche: Weil ich intellektuell naschhaft bin und die Philosophie süß zu sein scheint und weil, als ich merkte, dass sie ernst und gefährlich ist, es schon zu spät war, noch herauszukommen.“ Er benutzte Buzzwords wie *Inkompetenzkompensationskompetenz* oder *Weltbeglückungspläne*, er kritisierte mit leichter Hand und mit Sympathie klassische Positionen seiner Kollegen und bot damit seinen Zuhörern und Lesern einen Weg an, am

Staubtrockenen seiner Zunft vorbei zu wedeln. Im Gegenteil: er vermied es gerade als narrativer Philosoph, dem Effekt zu erliegen, sondern blieb bürgerlich im besten Sinne. Vernünftig sei, so sein Credo, „wer den Ausnahmezustand vermeidet.“ Es gibt ein Foto von Odo Marquardt, das in seinem heimischen Arbeitszimmer aufgenommen wurde. Auf dem Boden neben ihm sitzt ein großes Plüschtier, ich denke, es ist ein Löwe. Als ich das Foto zum ersten Mal sah, musste ich gleich an die Steiff-Bären meines Philosophen denken. Und das tue ich heute noch.

Philosophie und Meer

Mein Philosoph konnte das nicht, was Odo Marquardt konnte. Und doch kann ich nach 40 Jahren immer noch Sätze zitieren, die aus seinen Vorträgen auf Texel stammen. Ich glaube, es war kein Zufall, dass er immer wieder ans Meer reiste. Das Meer vermittelt vor allen Landschaften einen Eindruck von Unendlichkeit, vielleicht sogar noch vor dem Sternenhimmel, denn das Meer ist uns näher, es verändert sich und ist immergleich, es ernährt und verschlingt uns. Es erlaubt ein Gefühl der Unendlichkeit, das unsere Sinne über das hinauswachsen lässt, was für sie übermächtig im Vordergrund steht – die Welt. Wer am Meer sitzt, dem fällt es leicht, über große Fragen nachzudenken und die Probleme des Jobs, der Beziehung, des Alltags ruhen zu lassen. Es bedarf ansonsten einer Begeisterung oder Verzweiflung, eines tiefen Staunens oder einer großen Liebe, mehr zu sehen, mehr sehen zu wollen, als uns diese Welt präsentiert. Und um es klarzustellen: damit ist kein abfälliges Wort über die Welt gesagt, ganz im Gegenteil. Sie ist eben nur nicht alles. Und das Meer hilft uns, mehr zu sehen. So jedenfalls habe ich mir immer erklärt, warum mein Philosoph sein Leben lang das Meer besuchte. Viele Jahre fuhren wir im Frühjahr und Herbst auf diese Nordseeinsel, für eine Woche, und redeten über einen bestimmten Philosophen oder über ein bestimmtes Problem oder Thema. Blockseminar nannte man das damals. Immer reisten Studenten an, aber auch ältere Menschen, die sich für die Philosophie interessierten sowie befreundete Wissenschaftler anderer Fakultäten, Mediziner etwa und Künstler, die ihren Teil zu den Diskussionen beisteuerten. Die Studenten mieteten große Ferienhäuser und wohnten preiswert in diesen, man kaufte Krabben am Hafen, trank abends Bier in den holländischen Kneipen und redete sich tagsüber in einem alten Gemeindehaus die Köpfe heiß. Warum ist die Philosophie in unserer westlichen Weltengegend in Griechenland, am Meer erfunden

worden, fragte uns dann der Philosoph in der Veranstaltung? War das Zufall? Und abends saßen wir mit Bier oder Wein am dunklen Strand und überlegten, warum das so war. Und was Zufall bedeutete? Und warum das holländische Brot überhaupt nicht satt machte. Ich glaube, dass diese *Texelgespräche* für einige, die damals dabei waren, ein Leben lang ein guter Grund waren, sich mit der Philosophie zu befassen. Und das ist doch immerhin etwas!

Le choix que je suis

Ich habe im Lauf meines Lebens mit vielen Menschen über Philosophie gesprochen, nicht zuletzt mit Menschen, die das Fach studiert hatten. Alle berichteten mir von Philosophieprofessoren, die eine bestimmte Denkschule vertraten oder favorisierten. Vielleicht wie man mit Fußballfans redet und schnell klar wird, dass sie sich für diesen oder jenen Verein begeistern. Zumeist bleiben sie diesen Vorlieben treu. Sie können mit Metaphysik nichts anfangen, sondern sind von rationalistischen Positionen beeindruckt. Andere interessieren sich besonders für Fragen der Ethik oder der Ästhetik, wieder andere beschäftigen sich mit der Religionsphilosophie. Immer aber, jedenfalls ist das meine Beobachtung, prägt die liebgewonnene philosophische Schule ihre Weltsicht, die wesentlichen Entscheidungen in ihrem Leben und, möglicherweise, ihren Charakter. Ich kann die Frage nicht beantworten, ob die Philosophie zuerst zu ihrem „Wirt“ findet oder ob die Prägung durch die Philosophie danach ihre Wirkung entfaltet. Was mir aber offensichtlich erscheint, ist der Zusammenhang von Philosophie, Philosoph und Adept. Es ist ein Grund vieler Missverständnisse und unnötiger Streitereien, diesen Umstand zu leugnen. Die Philosophie geht, so wie wir, durch die Zeit, sie bietet keine universalen, immer und überall gültigen Wahrheiten (jedenfalls keine, die wir im Alltag uneingeschränkt nutzen könnten). Als Gegenargument wird gerne die Mathematik bemüht, deren Berechnungen kultur- und zeitresistent seien. Aber selbst wenn das zuträfe, was ich bezweifle, wäre es am Ende nur eine Analogie, die nicht auf philosophische Erkenntnisse zuträfe. Wer am Meer steht, gewinnt den Eindruck des ewiggleichen Vorgangs: die Wellen kommen, die Wellen gehen. Aber wir wissen, dass das nicht so ist, und wir können das auch überprüfen. Es sind wir selbst, die sich Immergleiches oder Veränderliches wünschen. Wer sich mit der Philosophie beschäftigt, beschäftigt sich mit der Welt, aber vor allem mit sich selbst. Er wird beeindruckt oder abgestoßen von denen, die ihm Ideen nahebringen und beeinflusst von der

Welt, die diese Ideen einkleidet und kommentiert. Es ist wie bei Fußballfans, religiösen oder politisch engagierten Menschen: Jede Position hat Stärken und Schwächen. Die Position, die Lehre ist nicht entscheidend, entscheidend ist, wie wir uns zu dieser Lehre verhalten. Was diese Lehre aus unserem Leben macht und aus dem Leben der Anderen und der Welt. So paradox es klingt: die Philosophie lehrt uns, nicht auf sie zu achten, sondern auf das, was sie bewirkt.

Orientierung

Es gibt diese Vorstellung, Philosophie würde im Elfenbeinturm stattfinden, in Studier- und Hinterzimmern, auf Bergen, in muffigen kleinen Dachgeschoßwohnungen. Diese Vorstellung ist bedauerlich. Vor allem aber ist sie falsch. Eigentlich gibt es nichts Handfesteres, Konkreteres, unmittelbar Hilfreicheres als sie. Philosophie ist ein Faltplan, ein Kompass, ein Navigationsprogramm. Wir erkennen nur zumeist nicht, dass sie da ist und hilft, uns Orientierung gibt und zum Ziel führt. Ziele, auch so ein Missverständnis: Ankommen, einen Weg zu Ende gehen, zu wissen, was richtig und falsch ist, was wahr und nicht wahr. Die Philosophie ist da in der Regel sehr vorsichtig. Zielgeraden sind immer auch Startlinien. In Elfenbeintürmen mögen alle Wege kurz und endlich sein, in der Welt sind sie es nicht. Warum die Menschen so oft darauf bestehen, dass ein Weg oder ein Gedankengang zu seinem Ende kommen müsse, weiß ich nicht. Meine Erfahrung ist, dass es immer weiter geht. Ist das unpraktisch? Brauchen wir im Leben diese portionierten, handlichen Wegstrecken, die uns das Gefühl geben, den Überblick behalten zu können? Es scheint so, dass das für viele Menschen notwendig ist. Für diese Menschen ist die Philosophie eher ein Ärgernis oder etwas völlig Ungeeignetes. Sie navigiert auf besondere Weise durch die Welt: Sie folgt keiner festgelegten Route, die Welt ist ihr nicht genug, es geht auch immer mal wieder über diese hinaus. Sie ist wie jemand, der von einem Ort berichtet, der ihm sehr gefallen hat, dessen Vorzüge er preist, zugleich aber das anführt, was diesem Ort fehlt. In der Philosophie ist eine tiefe Rastlosigkeit, ein Verlangen, ein für alle Mal das Rätsel der Welt zu lösen und eine Angst, in der Lösung kein Glück finden zu können. Früher, als die Philosophen Denkgebäude und Systeme, große Entwürfe und allumfassende Theorien entworfen haben, schien das Ziel nahe, die Welt auf einen Nenner zu bringen, in ein Bild zu bannen. Aber das funktionierte nur, falls überhaupt, eine kurze Zeit lang, bis die Welt

wieder, wie das Meer über diese großen Ideen spülte und die Fußabdrücke derer mit sich nahm, die geglaubt hatten, das Denken in einen sicheren Hafen bringen zu können. Das Verlangen verschwindet nicht, die Angst aber ebenso.

Alle philosophische Orientierung, dessen muss man sich klar sein, ist ein Als-ob. Damit lässt sich gut leben. Solange man den Vorbehalt akzeptiert. Es ist das Gegenteil einer Verschwörungstheorie, die die Welt immer kleiner macht, es ist eine Akkretionspraxis, die immer mehr Welt erzeugt. *Ich weiß, dass ich nichts weiß.* Der vielzitierte und noch öfter missverstandene, Sokrates zugeschriebene Satz lässt sich als Mantra der Philosophie begreifen. Er ist nicht kokett, pessimistisch oder falsch bescheiden gemeint. Er bringt das, was Philosophen machen, auf den Punkt und zwar in dreifacher Hinsicht: 1. Ich weiß, dass Vollständigkeit und Endgültigkeit keine Eigenschaften von Wissen sind. Wissen fehlt immer und wächst immer. 2. Mein persönliches Wissen ist immer ein Ausschnitt, Ergebnis meiner einzigartigen Beobachtungsposition. 3. Wissen ist nicht absolut, sondern interpretier-, verwend- und manipulierbar, wichtig oder unwichtig, zeitgemäß oder unzeitgemäß. Wissen selbst ist ein durchaus wesentlicher Bestandteil philosophischer Praxis, andere kommen indessen hinzu: die Vermittlung, Verwaltung, Pflege und Verknüpfung von Wissen, aber auch Demut, Skepsis oder Gelassenheit. Man sollte nicht so tun, als spielte das keine Rolle und etwas zu wissen, stehe über diesen Attributen. Deswegen: Orientierung findet nicht einmal, sondern immer wieder statt. Dafür steht Philosophie.

Gesellschaft

Seit Platon als politischer Berater auf Sizilien scheiterte, ist das Verhältnis von Politik und Philosophie skeptischer Natur. Philosophen spielen in der deutschen Politik keine Rolle, anders als etwa Rechtswissenschaftler, Ökonomen oder Soziologen. In der Corona-Zeit war die Präsenz der Naturwissenschaftler klar erkennbar, unabhängig davon, welchen Einfluss sie auf politische Entscheidungen hatten. Wissenschaft und Politik haben eine Agenda, die kaum gegensätzlicher sein könnte. Die Politik will Machbarkeit, Sichtbarkeit und unmittelbare Effizienz, die Wissenschaft benötigt langfristige Planung, theoretische Stabilität und Fehlertoleranz. Vermutlich bedauern viele Philosophen diesen Umstand und die Tatsache, dass ihr Diskursangebot in der Regel auf taube Ohren trifft. Aber es wird auch viele geben,

die froh sind, nicht in politische Debatten eingebunden, und damit nicht der Gefahr ausgesetzt zu sein, dass sich ihre Überzeugungen im politischen Alltag als schwergängig und wenig pragmatisch erweisen könnten. Es ist viel spekuliert worden über die Abwesenheit der Philosophie in der Öffentlichkeit in Deutschland. Und reflexartig schauen wir neidisch auf unsere französischen Nachbarn, deren Kultur eine öffentliche Stimme der Philosophie weit mehr erlaubt. Was sollten wir uns wünschen? Einen Bundestag, der paritätisch besetzt ist, in dem Philosophen vertreten sind, ebenso wie Naturwissenschaftler und Vertreter anderer Fakultäten (vielleicht sogar ein „Parlament der Dinge“)? Vielleicht. Aber wären diese Philosophen, dort in den Parteienblöcken, dann noch Philosophen (die Dinge noch Dinge)? Oder wären sie, ebenso wie einst Platon, zahnlose Tiger zwischen Rason und Routine, zwischen Kompromiss und Amt und ohne Würde?

Sokrates redete. Er schrieb nicht, er hinterließ nichts. Anders als sein Schüler Platon, den wir heute gerne zitieren – und der das Bild seines Lehrers maßgeblich mitbestimmte. Das Medium hat großen Einfluss auf die Botschaft. Und heute mag es so sein, dass ein Philosoph nicht zuletzt darüber nachdenkt, in welchem Medium er seine Botschaft senden sollte. Liegt darin nicht ein tiefer Verrat an seiner Zunft? Oder handelt sich um eine notwendige Entwicklung, die auch die Philosophie betrifft? Schreibe ich ein Buch, einen Essay, drehe ich einen Film, mache ich einen Podcast, ein Memes, oder wird es ein Vortrag, eine Geschäftsidee, eine öffentliche Petition, gebe ich ein Interview, nehme ich an einer Talkshow teil, stelle ich meine Thesen ins Netz, verteile ich meine Botschaft als Flugblatt, spraye sie an Häuserwände, trage sie im Freundeskreis vor? Wofür ich mich auch entscheide, verändert das die Botschaft? Und wenn ja, was sagt das über die Philosophie aus? Jedem ist unbenommen, sich für eine Sichtweise zu entscheiden. Und doch mag es Zweifel daran geben, ob wir damit nicht bereits das Schiff verlassen haben, so wie Platon an seiner Mission zweifelte, als er auf einem Schiff gen Sizilien segelte. Vielleicht haben wir die falschen Fragen gestellt. Und etwas anderes getan, als zu philosophieren.

Nicht ohne meinen Teddy

Zurück zu meinem Philosophen und seinen Steiff-Teddys. Am Ende wissen wir alle nicht, warum wir das tun, was wir tun. Nicht in letzter Konsequenz. Es gibt unendlich viel, was wir

tun können. Dinge, für die wir ein Talent besitzen und Dinge, die uns ein Leben lang schwerfallen oder verschlossen bleiben. Wir machen Dinge, die wir lieben, und wir machen Dinge, die wir hassen. Talent und Leben müssen nicht zusammenfinden. Und oft machen wir Dinge, ohne zu wissen, warum wir sie tun. Menschen können zwanzig Semester Philosophie studieren, können Bücher schreiben und permanent Vorträge halten – und doch nicht eine Sekunde verstehen, was Philosophie wirklich bedeutet, keine Sekunde dieses Gefühl erfahren, wenn sich ein Gedanke, eine Idee öffnet, eine Erkenntnis, ein Verstehen darüber, wie und warum etwas ist. Dass da mehr ist als das, was als Botschaft taugt.

Es ist kein Zufall, dass im altgriechischen Wort „Philosophia“ das Wort Liebe enthalten ist. Es geht um etwas, das uns lieb und teuer ist, um etwas Persönliches, Individuelles. Die Liebe zur Weisheit, nicht zur Klugheit, nicht zum Wissen oder zum Verstand, umfasst von Anfang an mehr als das, was der Philosophie immer wieder unterstellt wird: dass sie die Klügste im Raum sein will, dass sie immer Recht haben will, dass sie der Strich ist, der am Ende der Weisheit gezogen wird. Am Anfang vielleicht, aber ganz sicher am Schluss der Philosophie steht die Liebe. Keine Liebe zu den Dingen dieser Welt, noch nicht einmal die Liebe zu den Menschen in ihr. Die philosophische Liebe lehrt uns die Dankbarkeit dafür, dass etwas ist, dass es nicht nur das Mögliche gibt, sondern auch das Wirkliche. Dass wir ein Leben leben dürfen, uns irren dürfen, Fehler machen, scheitern dürfen, auf den falschen Weg abbiegen. Sie ermutigt uns, auf dem Weg zu bleiben, auch wenn er so aussieht, als würde dieser nirgendwohin führen. Vor allem aber weist sie uns darauf hin, dass es nicht nur den Weg gibt, sondern all das, woran der Weg uns vorbeiführt, all jene, denen wir auf diesem Weg begegnen, aber auch all das, wohin uns dieser Weg nicht bringt. Dass wir eine kurze Strecke laufen und dann nicht mehr. Und dass das gut ist, weil es zu uns gehört.

In den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts sprach ich meinen Philosophen einmal auf die damalige Anti-Atomkraftbewegung an. Ich überreichte ihm einen gelben Aufkleber, auf dem über und unter einer roten, lachenden Sonne stand: „Atomkraft? Nein danke“. Er besah sich den Aufkleber neugierig und sagte: Das ist Unsinn, da könnte genauso gut stehen: „Schwerkraft? Nein danke“. Da ich damals mit der Antiatomkraft-Bewegung sympathisierte, nahm ich den Sticker enttäuscht zurück. Es war vielleicht in diesem Augenblick, in dem ich begann, nicht mehr alles zu akzeptieren, was mein Philosoph mich lehrte. Hatte der

Philosoph Unrecht? Nein, vermutlich nicht. Hatte er den Zusammenhang, den politischen Kontext und nicht zuletzt meine Begeisterung ignoriert? Ja, zweifellos. Ich wollte ihm von dieser Dänin erzählen, die sich den Sticker ausgedacht hatte und dass er nun auf jedem zweiten Auto eines jungen Menschen klebte. Aber ich sagte nichts und ging. Und auch später nahm ich das Thema nie wieder auf, wenn ich ihn traf. Heute würde ich sagen, dass in dieser Erfahrung weit mehr steckt, als ein politikdesinteressierter Philosophieprofessor und sein enttäuschter Student. Der hätte, wenn es für ihn von Bedeutung gewesen wäre, zu anderen, politisch interessierten Philosophen gehen können. Das tat er aber nicht. Heute, wenn die aktuelle Politik über eine Reduzierung der Solarenergieförderung nachdenkt, sehe ich den Aufkleber wieder vor mir. Was würde mein Philosoph dazu sagen, wenn er noch lebte? Würde er wieder der Logik den Vortritt lassen? Ich kann erkennen, dass diese alte kleine Enttäuschung meiner Verehrung nichts genommen hat. Was ich bekommen habe, übersteigt bei weitem, was ich geben musste. Am Schluss ist die Liebe geblieben, zu ihm und zu ihr. Für mich sind die Teddys nicht kitschig, nicht albern, nicht peinlich, sie stehen für das große Herz der Philosophie. Sie haben mich bärenstark gemacht!